

Zweigeschlechtlichkeit - eine Zwangsvorstellung : wenn aus zwei zehn gemacht werden

Autor(en): **Sgier, Irena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zweigeschlechtlichkeit – eine Zwangsvorstellung

Wenn aus zwei zehn gemacht werden

Lesbische und schwule Menschen, Leben und Welten fristen in der europäischen Forschung meist ein mageres Dasein. Wenn man dies beklagt – man muss nicht: Unerforschtsein heißt auch, einem normalisierenden Machtdiskurs entgehen –, so muss man sich fragen, in welchem Kontext geforscht werden soll.

Lesbian & gay studies

Aus meiner Sicht reicht es nicht aus, Lesbisch- und Schwulsein als Minderheitenphänomene zu behandeln. Warum, sollen vier Thesen illustrieren, die sich mir aus der Beschäftigung mit kritischen, vor allem postmodernen und konstruktivistischen Ansätzen aufgedrängt haben:

1. Sexualitäten werden auf der Folie der Zweigeschlechtlichkeit gelebt und interpretiert. Wenn jemand von der heterosexuellen Norm abweicht, wird damit zugleich ihre/seine Geschlechtszugehörigkeit in Frage gestellt.
2. Sexualität und Geschlecht sind gesellschaftliche Konstruktionen. Sie regulieren die bestehenden Machtverhältnisse auf allen Ebenen der Gesellschaft.
3. Zwangsheterosexualität: (westliche) Gesellschaften zwingen ihre Mitglieder zu heterosexuellem Verhalten. Die meisten gesellschaftlichen Bereiche sind heteronormativ strukturiert. Durchgesetzt wird die Heterosexualität in alltäglichen und in institutionellen Kontexten (Familie, Medizin, Bildung, Medien, Kirchen usw.).
4. Lesben, Schwule, Transsexuelle usw. werden nicht wegen ihrer sexuellen Praxis marginalisiert, sondern weil sie die heteronormativen Geschlechterrollen nicht erfüllen. (Darin liegt ein Grund zur Verzweiflung, aber auch die Möglichkeit der Transgression der normierenden Zweigeschlechtlichkeit.)

Zum Zweck empirischer Forschung mag es natürlich immer sinnvoll sein, Lesben und Schwule als soziale Gruppen zu erforschen. Mit Blick auf die Theorie halte

ich es jedoch für zwingend, Lesbisch- und Schwulsein bzw. Homosexualität im Kontext der Geschlechtertheorien zu thematisieren. Die Erfahrung, dass Schwule, Lesben, Transsexuelle und andere 'sexuelle Minderheiten' oft mit der (abwertenden) Infragestellung ihres Geschlechts konfrontiert sind, brachte mich im Laufe der Jahre zur Einsicht, dass nicht viel gewonnen ist, wenn man das 'Frau-/Mann-Sein' erfolgreich verteidigt. 'Frausein', so analysierte Adrienne Rich vor mehr als 20 Jahren, heiße: eine heterosexuelle Frau sein, ein Wesen, das zum 'Mann' in komplementärem Verhältnis steht und diesen (folglich) begehrt. Sind Lesben also keine Frauen, Schwule keine Männer? Nein, meinte Adrienne Rich dezidiert. Und nach jahrelanger Beschäftigung mit dem Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit bin ich geneigt, ihr zuzustimmen. Wo Lesben, Schwule, TransvestitInnen oder Transsexuelle aufhören, um jeden Preis in binäre Geschlechterkategorien passen zu wollen, kann das Abenteuer 'queer' beginnen:

"Die Positionierung am Rand der Kultur, als sonderbar und seltsam, als das Falschgeld der offiziellen Währung geschlechtlicher und sexueller Repräsentationen, wird strategisch affirmiert und als Ausgangspunkt genommen, um die dominante Ordnung der Repräsentationen von Geschlecht und Sexualität zu verpfuschen und den Effekt des Natürlichen zu zerstören."'. Doch bevor gepfuscht werden kann, gilt es, die 'dominante Ordnung' genauer zu bestimmen.

Zweigeschlechtlichkeit: eine Zwangsvorstellung
Theorien und Studien über Geschlecht liefern eine Fülle an Belegen dafür, wie Geschlecht die Gesellschaft strukturiert ebenso wie im umgekehrten Fall die Formierung von Geschlecht unter dem Einfluss gesellschaftlicher Verhältnisse zustande kommt. Beiden Akzentuierungen gemeinsam ist die selbstverständliche Annahme natürlicher Zweigeschlechtlichkeit, d.h. der Bezug auf zwei

immer schon gegebene und identifizierbare Geschlechter. Wenn auch die Eigenschaften, die Frauen und Männern zugeschrieben oder abgesprochen werden, mittlerweile als gesellschaftlich bedingt erscheinen, so bleibt dennoch die Zweiteilung im Sinne einer grundsätzlichen Vorannahme in den meisten Fällen unangetastet. Auf einer solchen Grundlage führen Analyse und Kritik der Geschlechterverhältnisse fast zwangsläufig zum Problem Gleichheit oder Differenz zwischen Frauen und Männern. So aber gerät aus dem Blick, dass die Zweiteilung der Geschlechter selbst eine gesellschaftliche, historisch spezifische – und, wie EthnologInnen nachweisen, keineswegs universale – Konstruktion darstellt.

Hinter dem hartnäckigen Beharren auf zwei Geschlechtern steht eine machtvolle Alltagstheorie, deren Grundzüge Carol Hagemann-White nachzeichnet:

“In der Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit unserer Kultur wird die Geschlechtszugehörigkeit als eindeutig, naturhaft und unveränderbar verstanden. Ohne jede bewusste Überlegung wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch entweder weiblich oder männlich sein müsse, was im Umgang erkennbar zu sein hat (Eindeutigkeit); dass die Geschlechtszugehörigkeit körperlich begründet sein müsse (Naturhaftigkeit); und dass sie angeboren ist und sich nicht ändern könne (Unveränderbarkeit).”²

Geschlecht konstituiert sich entlang der Dimensionen Körperlichkeit und Sexualität. Unter Körperlichkeit verstehe ich dabei nicht eine biologische Materie, der ein Geschlecht zugewiesen würde; der Körper ist vielmehr als kultureller Sachverhalt in dem Sinne zu verstehen, dass jedes Wahrnehmen, Erleben oder Sprechen über den Körper bereits innerhalb eines kulturellen Kontextes stattfindet, der bestimmt, was ein Körper ist. So gesehen existiert kein Körper ausserhalb einer Sprache und eines bestimmten gesellschaftlichen Wissenshorizontes. Ein Körper hat demnach kein Geschlecht. Er wird kulturspezifisch vergeschlechtlicht durch gesellschaftliches Wissen, Praktiken der Wahrnehmung, Darstellung und Thematisierung – Vorgänge, die darüber befinden, was für die Bestimmung eines Körpers als weiblich oder männlich relevant wird. Es ist das von einer Kultur zur Verfügung gestellte *Körperwissen*, das die *Körpererfahrung* – die eigene wie die fremde – strukturiert, den Spielraum bestimmt und die Grenzen

absteckt dafür, was Körper ist, wie er wahrgenommen, thematisiert und auch erfahren werden kann.

Eine weitere wichtige Dimension der Konstruktion von Geschlecht stellt die Sexualität dar. Die ausgeprägte Binarität, in der sich das Geschlecht des Körpers auf der Phänomenebene präsentiert, verschränkt sich mit einer nicht weniger binär strukturierten Vorstellung von Sexualität. Diese erscheint nicht als Sexualität schlechthin, als geschlechtsindifferentes Phänomen, sondern als für das Geschlecht konstitutive Heterosexualität. Diese dominierende Form von Sexualität setzt nicht nur binäre Geschlechter voraus, sie produziert diese auch selbst, das heisst die Praxis der Heterosexualität trägt dazu bei, das hervorzubringen, was kulturell als Mann oder als Frau verstanden wird.

Postmoderne Ansätze

Postmoderne Denkweisen bieten aufgrund ihres Eintretens für Pluralismus und Vieldeutigkeit Ansatzpunkte dafür, die Binarität der naturalisierten Geschlechter als Artefakt zu hinterfragen. An die Stelle universeller Erklärungsmuster treten Perspektiven, die Geschlechterverhältnisse als unbestimmte, fragmentarische, partikuläre Konstrukte betrachten, deren jeweilige konkrete Ausformungen nicht in globale Theorien zu integrieren – und folglich auch nicht daraus abzuleiten – sind. Aus dieser Sicht macht es weder einen Sinn, die weibliche Moral zu suchen, noch beispielsweise Geschlechterverhältnisse grundsätzlich als Gewaltverhältnisse zu begreifen. Vielmehr wird nach den Grenzen jeden Wissens über Geschlecht gefragt und vermieden, mittels Generalisierung Einheitlichkeiten herzustellen, die unterschiedliche Formen von Wissen oder Erfahrungen gewaltsam unterdrücken. Gegen die Falle falscher Einheitlichkeit und allzu konsistenter Täter-Opfer-Theoreme mag eine postmoderne Orientierung schützen durch ihre Skepsis “allen alten und neuen Hegemonie-Anmassungen”³ gegenüber sowie mit ihrer Anerkennung des “unüberschreitbaren Rechts hochgradig differenter Wissensformen, Lebensentwürfe, Handlungsmuster”.⁴

Zweigeschlechtlichkeit als hegemoniale und zerstreute Praxis

Geht man von der Konstruiertheit und der Beliebigkeit – oder der Unwahrscheinlichkeit – einer binären Einteilung von Menschen in zwei Geschlechter aus,

so wird es erklärungsbedürftig, wie Zweigeschlechtlichkeit zu ihrer Selbstverständlichkeit und zu ihrem Recht gelangt, fast die gesamte soziale Wirklichkeit zu durchdringen.

An jedem beliebigen sozialen Ort lässt sich nachzeichnen, wie Geschlecht gezielt und dennoch verstreut ohne ein steuerndes Machtzentrum und ohne definierbaren Plan durchgesetzt wird – wobei diese Form der Durchsetzung die Zweigeschlechtlichkeit zugleich sehr einflussreich und immer angreifbar macht. Die Verbindungen zwischen binär konstruierter Geschlechtlichkeit und Macht möchte ich in Anlehnung an Michel Foucault als *Dispositiv* bezeichnen. Das Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit ist demnach ein historisch entstandenes Ensemble aus unterschiedlichsten heterogenen Elementen wie wissenschaftlichen, religiösen, juristischen, alltagstheoretischen Diskursen über Geschlecht, räumlichen Arrangements zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Praktiken der Kindererziehung, Regeln des alltäglichen Zusammenlebens, Formen der Arbeitsteilung usw. Es geht nicht darum, das, was sich heute als Geschlecht präsentiert, auf einen dieser Faktoren zurückzuführen, sondern darum, das Netz aufzuspüren, das aus den unterschiedlichsten Verbindungen dieser Elemente das in seiner Gesamtheit relativ dauerhafte Dispositiv der Geschlechter produziert.

Aspekte des Dispositivs

Als kulturelles Phänomen lässt sich das Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit unter verschiedenen Aspekten betrachten. Ich greife davon drei heraus: das *generative Prinzip*, den *Wissenshorizont* sowie die gesellschaftlichen *Praktiken*, die zu unterschiedlichen Manifestationen von Geschlecht führen. Das *generative Prinzip* innerhalb des Dispositivs ist eine Spielregel, die zur Vergeschlechtlichung und zum Positionsbezug zwingt. Diese Regel lässt es nicht zu, Personen wahrzunehmen, ohne nach ihrem Geschlecht zu fragen; ebensowenig kann sich jemand darstellen, ohne sich in Bezug zu irgendeiner Form von Geschlechtlichkeit zu setzen. Ein Effekt dieses generativen Prinzips ist der 'zweigeschlechtliche Erkennungsdienst'⁵, eine Form der Wahrnehmung und Zuordnung, die – früh geschult – unreflektiert funktioniert und sich an der körperlichen Erscheinung, an Bewegung, Gestik, Kleidung usw. orientiert. Der Klassifikation und Vergeschlechtlichung kann

sich niemand entziehen. Nicht einmal dort, wo die Zuschreibungspraxis in Verwirrung gerät, lässt sich die Spielregel hintergehen. Auch bei Unsicherheit bezüglich der Geschlechtszugehörigkeit setzt sich das Prinzip noch insofern durch, als es die Frage nach dem Geschlecht zu stellen zwingt und Gleichgültigkeit nicht erlaubt.

Der *Wissenshorizont* des Dispositivs der Zweigeschlechtlichkeit setzt sich zusammen aus all den unzähligen Aussagen, die das oben genannte generative Prinzip z.B. deshalb anregen muss, weil ohne spezifisches Wissen der Erkennungsdienst nicht funktionieren kann. Dies sind zum einen alltägliche (deskriptive und normative) Aussagen über Eigenschaften der Geschlechter, zum anderen aber auch Diskurse, die in gesellschaftlichen Institutionen produziert werden. Das verfügbare (verbalisierte oder in bildlicher Form vorhandene) Wissen ist heterogen und unsystematisch, weist aber die Gemeinsamkeit auf, dass es sich am Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit orientiert.

In welcher Weise das Wissen kursiert und wozu es benutzt wird, ist nicht im Wissen selbst angelegt, sondern bestimmt sich über jeweils aktuelle gesellschaftliche (Macht-) Situationen.

Unter die gesellschaftlichen *Praktiken* schliesslich fallen Inszenierungsweisen von Geschlecht sowie Identifizierungsmethoden (wie der oben erwähnte Erkennungsdienst), Sanktionierungstechniken für Aussehen, Verhalten oder Berufswahl, aber auch räumliche Geschlechtertrennung/-durchmischung, die Einrichtung der heterosexuellen Ehe, die Gewohnheit, das Geschlecht spätestens bei der Geburt verbindlich zu bestimmen, die Namensgebung geschlechterdifferenz zu handhaben usw.

Da die meisten Praktiken über einen hohen Grad an Habitualisierung und Selbstverständlichkeit verfügen, werden das zugrundeliegende generative Prinzip oder der entsprechende Wissenshorizont kaum je problematisiert. Eine Ausnahme bildet hier die Kritik der Frauenbewegung an der Festlegung von Frauen auf bestimmte soziale Rollen, Bilder, Räume. Obwohl die Frauenbewegung selbst Teil des Dispositivs der Zweigeschlechtlichkeit bleibt – Binarität und Heterosexualität werden nur am Rande angegriffen – hat sie neue Praktiken der Vergeschlechtlichung erfunden und das Dispositiv dadurch gezwungen, seinerseits einzelne Praktiken aufzugeben und anderen veränderten Situationen anzupassen.

Parodistische Verschiebungen

Kulturelle Dispositive sind keine kalkulierten Programme, sondern Netze zwischen disparaten Ansammlungen verstreuter Praktiken. Sie mit einer einzigen Strategie aufbrechen oder gar liquidieren zu wollen, wäre ein weder durchführbares noch sinnvolles Projekt. Es bedarf vielmehr einer Vielzahl lokaler Eingriffe, die ihrerseits nicht als Programm zu konzipieren sind.

Das Dispositiv vertritt zwar die Unentrinnbarkeit und Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit, dennoch bietet es zahllose Angriffspunkte. Eine der Möglichkeiten, in dieses zähe Konstrukt an seinen ungeschützten Stellen einzugreifen, ist die Parodie: da Zweigeschlechtlichkeit sich nur behaupten kann, wenn sie ständig von neuem hergestellt wird, kann lokal ansetzende Ironie Irritationen bewirken, die eine gute Ausgangslage für Veränderungen bilden. Die Parodie als ironisches Verfahren entgeht dem Dilemma, Gleichheit zu postulieren oder Differenz zu verteidigen: sie bestätigt nicht und zerstört nicht, sondern pluralisiert und lässt neue Spielräume entstehen.

Verschiebende Nachahmung vermag das Original – die (heterosexuelle) binäre Geschlechtsidentität – selbst als Imitation, als kontingente Konstruktion zu zeigen, deren Destabilisierung “eine fließende Ungewissheit der Identitäten hervor[ruff], die ein Gefühl der Offenheit für deren Re-Signifizierung und Re-Kontextualisierung vermittelt.”⁶ Damit werden nicht zwangsläufig Binaritäten überwunden, aber doch Möglichkeiten geschaffen, festgeschriebene Polaritäten zu verschieben.

Der Wert der parodistischen Methode liegt in der Unmöglichkeit, die Inszenierung auf Eindeutigkeiten festzulegen. Parodie bleibt gerade darum wirksam, weil sie ihren Gegenstand verrätstelt und doch nichts verbirgt. Eine solche Haltung unterläuft Gewissheiten allmählich: sie kämpft nicht frontal, sondern mit den subtileren Mitteln der Ausstreuung und Deplazierung. Ich unterscheide drei Felder, in denen die Durchsetzung der Zweigeschlechtlichkeit parodistisch sichtbar und angreifbar gemacht werden kann:

Die Innerlichkeit des Geschlechts

In Alltagstheorien, aber auch in wissenschaftlichen Analysen wird Geschlecht mit aller Selbstverständlichkeit im Inneren der Individuen situiert. Dass diese Annahme keineswegs unproblematisch ist, zeigt

zum einen die Transsexuellenforschung, wenn sie nachweist, mit welchem Aufwand das (innere) Geschlecht als Effekt äußerer Regulierungen hergestellt werden muss. Zum anderen verweisen unterschiedliche Strömungen der neueren Subjektkritik auf die Fragwürdigkeit der Verortung von Geschlecht im individuellen Inneren.

Wenn Parodie die Illusion des psychologischen Kerns sichtbar werden lassen kann, eröffnet sie die Möglichkeit, das Subjekt in seiner Konstruiertheit innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu analysieren. Die “Vorstellung von der unsagbaren Innerlichkeit seines Geschlechts und seiner wahren Identität”⁷ erweist sich dann als Effekt von Machttechniken. Das Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit ist auf Geschlecht als einer unsagbaren Innerlichkeit angewiesen – unsagbar deshalb, weil die Setzung eines dem Sozialen vorgängigen inneren Wesens es ermöglicht, die grundsätzliche Einteilung in zwei Geschlechter der Kritik zu entziehen. Die Preisgabe der Behauptung zweier im Inneren der Subjekte lokalisierter Geschlechter hingegen öffnet das Dispositiv für pluralistische Entwicklungen.

Binäre Körperkonzepte

Die Annahme zweier innerer Geschlechter hat ein Pendant auf der körperlichen Ebene. Zwar existiert innerhalb des Dispositivs der Zweigeschlechtlichkeit eine Vielzahl unterschiedlichster Körperkonzepte. Das Prinzip der Binarität, der Zuordnung jedes Körpers zu einem von zwei Geschlechtern, durchzieht jedoch sämtliche Entwürfe. Auf diese Weise zwingt auch jede Körperdarstellung der/dem Betrachtenden die Frage nach dieser binären Einordnung auf.

Parodistische Reinszenierungen können die kulturell spezifischen Diskurse und Praktiken nachzeichnen, die eingesetzt werden, um weibliche und männliche Körper als eindeutig unterscheidbare Gestalten zu behaupten.

Komplementäre Begehrenspositionen

Komplementäre Begehrenspositionen sind ein zentraler Bestandteil der Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit. Mit naturalisierenden Begründungen schafft diese Theorie das Bild zweier Geschlechter, die sich wechselseitig begehren, weil sie zwei grundverschiedenen Kategorien angehören. Nicht irgendeine Differenz wird beschworen, sondern ausdrücklich ein Ergänzungsverhältnis. Damit werden

Frauen und Männer über die Vorstellung eines Mangels oder eines Vervollständigungsbedürfnisses zwingend aufeinander verwiesen. Gibt man die implizite Ganzheitsidee auf, so zeigt sich, dass es keinen Grund gibt, weshalb das Begehren nicht ganz andere Richtungen einschlagen und andere Konstellationen schaffen sollte.

Eine parodistische Dekonstruktion der komplementären Begehrenspositionen kann zeigen, in welchem Mass das Dispositiv der Zweigeschlechtlichkeit auf die Komplementarität der Begehren angewiesen ist. Dabei kann nicht etwa die Erweiterung der heterosexuellen Komplementarität zum bisexuellen Begehren das Ziel sein. Relevante Verschiebungen sind erst dann zu erwarten, wenn die hierarchische Dualität eine Pluralisierung erfährt – wenn also statt zwei mehrere Geschlechter bestehen und der Diskurs über Komplementarität sich erübrigt. Parodistische Verfahren können an jedem beliebigen Ort ansetzen. Bekanntestes Beispiel ist die Bühnentravestie, die jedoch in ihrer Wirkung stark begrenzt ist. Andere Bereiche sind Alltag, lesbische, schwule oder transsexuelle Subkulturen, Filme, Literatur, verschiedene Formen kultureller Inszenierung. Neben diesen bekannten Bereichen können parodistische Verfahren auf alle denkbaren Zusammenhänge angewandt werden – und in ihrer Dogmenfeindlichkeit vielleicht ein ironisches Licht auf die kleinlichen Beschränkungen der Zweigeschlechtlichkeit werfen.

Irena Sgier

Soziologin lic.phil. Zur Zeit Redaktorin und Projektmitarbeiterin bei der Schweizerischen Vereinigung für Erwachsenenbildung SVEB in Zürich.

- ¹ Hark 1994, 210.
² Hagemann-White 1988, 228.
³ Welsch 1991, 4f.
⁴ ders. 1991, 4f.
⁵ Tyrell 1986.
⁶ Butler 1991, 203.
⁷ dies. 1991, 201.

Ausgewählte Literatur:

- Abelove, Henry, Michèle Aina Barale und David M. Halperin, (Hg.). *The Lesbian and Gay Studies Reader*. New York 1993.
- Butler, Judith. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M. 1991.
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd 1*. Frankfurt a.M. 1977.
- Ders. *Dispositive der Macht. Über Sexualitäten, Wissen und Wahrheit*. Berlin 1978.
- Hagemann-White, Carol und Maria S. Rerrich, (Hg.). *FrauenMännerBilder*. Bielefeld 1988.
- Hark, Sabine. *Queer Interventionen*. In: Marti, Madeleine et al. (Hg.). *Querfeldein. Beiträge zur Lesbenforschung*. Bern 1994.
- Hirschauer, Stefan. *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt a.M. 1993.
- Sgier, Irena. *Aus eins mach zehn und zwei lass gehn. Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Konstruktion*. Bern 1994.
- Tyrell, Hartmann. *Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38 (1986), 450-489.
- Welsch, Wolfgang. *Unsere postmoderne Moderne*. Weinheim 1991.

(Dieser Text wurde erstmals abgedruckt in MOMA 1995/1. Der Teil 'lesbian and gay studies' kam nachträglich dazu.)

relevant,
auch historisch.

die

erscheint regelmässig viermal jährlich
Einzelnummer 8.- / Abo 28.- plus Porto
Redaktion die, Mattengasse 27, 8005 Zürich

LESBENZEITSCHRIFT